

Neubrauner Anzeiger

Die Weihe des Ehrenmals für die Gefallenen der Gemeinde Noßleben

Sonntag, den 24. Oktober 1926.

Unser Gemeinde hat am vergangenen Sonntag eine der ihr obliegenden heiligsten Pflichten erfüllt. Der weber von der deutschen Regierung noch vom deutschen Volke gewollte große Krieg ist vor 8 Jahren nach heftiger und materieller Gefährdung zu unangenehmem Ausgangs beendet worden. Unseres waren zwar nicht bester, sie fanden bei Abzug des Waffenstillstandes an allen Fronten Frieden in Feindesland, aber es fehlte ihnen der Stützpunkt der Heimat. Der Hunger, die Not, Krankheiten hatten das deutsche Volk ermaten lassen und es war kaum noch imstande, dem Heere draußen beistehend beizustehen. Was das deutsche Volk an materiellen Opfern in den vier Kriegsjahren gebracht, darüber werden die Geschichtsschreiber später urteilen, die schwersten Opfer, die unersetzlich sind, brachten jedoch jene, die ihr Leben für das Vaterland einsetzten. Und ihrer waren es viele. Wo oft läuteten die Glocken während der vier Jahre! Und all die Leben dahin, die durch eine kurze Nachtzeit verhängel wurden, das ihr Sohn oder Gatte, der Vater nicht mehr beizutragen wird! Als dann zum letzten Male die Glocken läuteten, als sie die Waffenrüstung verließen, kamen nach und nach die Krieger heim, zwar gebeugt, aber die Heimat empfing sie herzlich, innig und dankbar. Es fehlten unter ihnen aus unserm Orte aber einhundertsechszwanzig! Sie schliefen bereits in Helmbeneden. Nur einmal sind sie noch gekommen, einmal küßten sie sie noch unter uns, das war am Sonntag, dem Danksonntag, der den toten Helden gewidmet war.

Nach langer, aber mit herzlichster Liebe verrichteter Arbeit war unser Denkmalskomitee in der Lage, der Gemeinde den Erfolg ihrer Bemühungen zu zeigen, sie einzuladen zur Weihe des gefallenen Symbols, das ein Zeichen des Dankes an die treuesten Söhne der Gemeinde und ihrer Hinterbliebenen darstellen soll. Die Arbeiten am Helmbeneden waren erlitten und der Weihtag herbeigekommen.

Mit Gott sang an! Zur Kirche künnten die Glocken und diesmal drang ihr Klang in jedes Haus, in jede Stube. Auf allen Straßen, die zur Kirche führen, lag man die Andächtigen eingehend, vom Wilhelmplatz aus marschierte ein langer Zug, zusammengesetzt aus nahezu allen Vereinen des Ortes, mit 14 Fahnen heran, alles fand im Gotteshaufe Raum. Wohl kaum hat diese ehrwürdige Stätte eine solche zahllose Versammlung gesehen. Im stillen Ergebenheit horte die Gemeinde der Predigt unseres Herrn Pfarrers zu, die auf die hell. Schriftsteller. Der Tod ist verschlungen in den Sieg aufgebaut war. Trud, Friede, innigsten Dank strahlten die Worte in die toten Herzen. Worte des Beweinens schlossen sich an, daß die Nachtrigkeit es noch nicht vermocht hat, die Wegsage reflexlos zu beiseiten und das deutsche Volk brüderlich zu einem.

Nach dem Gottesdienst spielte die Kapelle unserer Freiwilligen Feuerwehr einige Choräle vom Turm, die weithin ins Tal erklangen, währenddessen trat die Vereine wieder an und unter Führung der Feuerwehrkapelle erfolgte der Abmarsch zum Wilhelmplatz, wo sich der Zug nach Einbringung der Fahnen in die „Weintraube“ aufstellte.

Um 1/2 Uhr erfolgte wieder auf dem Wilhelmplatz der Antritt sämtlicher Vereine, im Denkmals selbst, vor dem zwei Mitglieder des Kreisvereins die Ehrenwache hielten, sammelten sich die Hinterbliebenen, ebenso eine gemaltene Anzahl der Einwohner und erwarteten den Anmarsch des Zuges. Bald nach 2 Uhr kündeten Trauermärsche der Sperberischen Kapelle das Kommen. Der innere Trauergang zugestimmt war auch der Himmel, er trauerte mit. Trübe, regenschwere Wolken zogen vorüber, ja es fielen während der nun beginnenden Weihefeier ziemlich gleich Tränen des Himmels Regentropfen herab. Nach Eintreffen des Zuges nahmen die Fahnenträger mit den Fahnen aus Denkmals aufstellung, die Kapelle spielte „Ich hatt einen Kameraden“ und darauf stimmte die verammelte Gemeinde den Choral an: „Ein feste Burg ist unser Gott“. — Zel. Elisabeth Werfel sprach vom Rednerpult aus folgenden Prolog:

Ein Denkmal ist den Toten hier errichtet für sie, die schlugen uns mit ihrem Blut. Ein Zeichen soll das ewig Euch veranschaulicht zu unsern mehr als Eurer Ruh und Ruh! Denkt stets dabei: Sie ruhen in fremden Gauen, wo niemand Helmbeneden für sie pflegt! Doch könnt ihr auch ihr fernes Grab nicht schauen, Bergh mein Volk, die treuen Toten nicht!

Sie waren ihre Brust dem Feind entgegen, ein Schwürbald dem bedrohten Vaterland, sie künnten vorwärts hoch Oranatenbogen, bis heiser: Tod den Weg zum Herzen fand! Sie fragten nicht: „Wer wird die Lieben führen, wenn des Verstorger Aug im Lode bricht?“ Sie riefen: „Vorwärts! Deutschland wird sie schützen!“ Bergh mein Volk die treuen Toten nicht!

Ihr heilig Dorf stammt Euch ins Gedächtnis wenn Ihr jetzt bauet neu das Vaterland,

Treu bis zum Tode! Sei Euch ihr Vermächtnis! O, schüß, wie sie, das Heim mit Herz und Hand. Gelobet es in dieser Feierstunde: „Ein freies Volk im freien Gemeinwohl!“ Und seid ihr einzig Euch in Euren Taten, vergeßet ihr die treuen Toten nicht!

Ein Männerchor, zusammengesetzt aus Mitgliedern unserer drei Gesangsvereine, dirigiert von Herrn Lehrer Streubel, sang das Himmelsvolle Lied: „Hemaltebe“ vertont von Julius Wagner und dann heiser Herr Lehrer Albrecht das Lied: „Aus demgen Herzen kamen keine Worte, sie drückten die innere Freude aber das endlich nach so vielen Mühen erreichte Ziel, aber die spontan sich ihm aufdrängende Erinnerung an Selbstverlebens im Schlachtengedraus aus. Er sagte etwa folgendes:

„Deutsche Frauen und deutsche Männer! Im Namen der Arbeitgenossenschaft Noßleben zur Schöpfung eines Helmbenedens erlaube ich Ihnen herzlichsten Gruß. Unter erster Gruß gilt den Angehörigen der Gefallenen, denen hier an dieser Stelle der Ehrenplatz gebührt. Sie haben von uns allen, nächst den Toten, die größten Opfer gebracht, Sie haben das Heftigste begehren, was sie auf Erden begehren: den Vater, den Sohn, den Bruder, den Gatten. Ihnen gilt heute der erste Gruß.

Herzlichsten Gruß all denen, die, gestern oder heute von fern hierher gekommen sind, um mit uns unser Helmbeneden zu weihen. Eure Tatenliebe, Ihr lieben ehemaligen Noßleber, ist gleichzeitig Heimatliebe.

Deutschen Gruß und Handschlag nun all den heimischen Bürgern unserer Gemeinde. Gruß der Gemeindevorstellung, Gruß den zahlreichen Vereinen und allen übrigen Gemeinwesen.

Unser stärkster und innigster und heiligster Gruß aber gilt an diesem Tage den 126, deren Namen Sie auf diesem beladen Tafeln lesen können. Euch, teuren Toten, Ihr die jeder Tag gebührt.

Euch, deren Geister uns jetzt umschweben, Euch rufen wir in dieser Stunde zu:

„Befreien konntet Ihr die deutsche Erde nicht von Knechtschaft und Schmach. Aber Ihr habt mit Euren Blute die Ehre des deutschen Namens rein gehalten, jetzt und immerbar!“

Wir neigen in stummer Ehrfurcht unser Haupt, wir grüßen Eure Gräber an diesem Tage. Und wir wollen versprechen, das große Werk, das Ihr nicht zu Ende führen konntet, weiter zu führen: Unser Vaterland frei und stark und stolz und glückselig zu machen!

Welche liebe Denkmalsgemeinde! Ich habe nicht den Mut zu behaupten, daß alle die 126 leicht und mit freudigem Herzen hinausgegangen und für das Vaterland gestorben sind. Wenn das gesagt wird, so ist das lieber nur zu oft bittere Bitterung. O nein! Aber von ihnen brauchen wir uns nicht zu scheuen. Sie sind nicht so leicht, nicht so einfache Sache, und in Todesstunde nicht wohl niemand mehr an ein Vorwärts und Sieg und Vaterland. Aber ich habe den Mut zu behaupten und möchte es mit allem Nachdruck betonen, daß, wenn alle unsere Gefallenen heute wieder jung und lebensfrisch unter uns wäret, und das Vaterland, die Heimat würde in schwere harte große Not geraten, daß sie dann auch morgen wieder aus ehernem Zwang heraus, zum zweiten Mal hinausziehen, zu Stahlhelm und Handgranate greifen, und die deutsche Erde verteidigen würden. Denn es ist ewiges Gesetz der Menschennatur, daß der Mensch den Boden, auf dem er gewachsen ist, dem er die ersten nachhaltigen Gefühlsbeindrücke seiner Jugend verdankt, mit allen Fasern seines Herzens liebt, und wenn es nötig ist, ihn mit seinem Leben verteidigt.

Der meinem geliebten Auge steht ein Bild aus der Kriegszeit. Im Frühjahr 1915 war es, zur Regenerperiode, in Frankreich. Der Regen kam und rann und füllte den Schützengraben mit Wasser und durchnäßte die Kleidung bis auf die Haut. Und da standen unsere alten Landsturmlente in hochruhriger Nacht, oft bis an die Knie im Wasser, mit dem Gewehr in der Hand und dachten an die Heimat und langten in dem Regen und in die Nacht hinaus:

„Teure Heimat, sei gegrüßt, aus der Ferne sei gegrüßt, Sei gegrüßt aus weiter Ferne, teure Heimat, sei gegrüßt,“ und wußten doch nicht, ob sie morgen noch leben würden. Da brach dieses Gesetz der Heimatliebe in ihnen durch, der Liebe zu dem Lande, dem wir ja alles verdanken, was wir sind und was wir haben.

Ja — Ihr teuren Gefallenen — wo Ihr auch fern der Heimat ruhen möget, ob in Fländerns Schlamm, oder auf französischem Boden, ob in Polens Erde, in den eifigen Schneefeldern Mühlens oder auf feuchtem Meeresgrunde, wir danken Euch, daß Ihr für die Heimat gestorben seht.

Aber Dank mit Worten allein macht nichts. Unter wahrem Dank muß das Wollen, muß die Tat stehen! Und worin könnte die bestehen?

Darin — und hier glaube ich unbedingt im Sinne der Gefallenen zu sprechen — daß wir uns immer mehr bemühen möchten, den alten Erbfeind, der seit den Tagen Arminus wie ein Fing auf uns lastet, zu bekämpfen, den alten Feind der Uneinigkeit!

War mir sehr ich den Zug der Gefallenen, so wie der Tod sie dahingerafft hat — bleich — blutig — zertreten. Fürwahr — eine lange Reihe. Was würden sie sagen, wenn sie unsere Uneinigkeit schauen würden? Würden sie uns nicht zureufen: Sind wir dafür gestorben, daß Ihr Euch in unfeligen Brüderzwist immer und immer wieder gegenseitig befaßt?

Und wenn es etwas gibt, uns zur Einigkeit zu mahnen, so sollten es die Wunden und das geflossene Blut unserer Gefallenen sein.

So meine ich, können uns die Namen der Gefallenen auch lehren: „Seid einzig — einzig — einzig!“

Aber, meine verehrten Anwesenden, es wäre falsch, wollten wir die Bedeutung des Werkes, das wir heute der Dankbarkeit übergeben, einzig und allein nur darin erblicken, daß es uns an unsere Gefallenen erinnern soll. Lange genug haben wir in unserer Denkmalsarbeitgenossenschaft gewöhnt, haben manden Genuswurf gepflegt, bis wir endlich den richtigen herausgefunden zu haben glaubten. Wir wollten für unsern Ort ein Helmbeneden haben, das nicht nur von toten Helden predigt, das sie alte Wunden immer wieder ohne Zweck neu aufreißt. Nein! Wir wollten ein Denkmal haben, das der Jugend, der neuen Zeit, das uns Werte für die Jetztzeit, für die Zukunft schaffen soll. Und wenn nun die Hilfe fällt, dann, meine verehrte Denkmalsgemeinde, lassen Sie den Krieger, der auf diesem Sockel steht, zu sich reden. Trostig und klug schreiet er vorwärts, das Auge in ferne Welten gerichtet, die rechte Hand zur Faust geballt, in der Linken das verdorrte Schwert. Wir haben den Krieg verloren, unser Schwert ist verdorren; aber nicht zerbrochen ist unser Helmbeneden, ist unser Lebensmuth. Ein trotziges „Demmo“, ein totes „Unbesiegt“ trotz des Gefühls, das ist es, was Haltung und Gehärd des Kriegers uns zureufen, und wenn ich die Adee des Denkmals kurz und treffend wiedergeben darf, dann möchte ich es mit einem Wort von Emanuel Geibel tun, das jetzt Dahn seinem Stampf um dem als Motto vorangestellt hat: „Wenigstens ein, gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschütter gewinnt.“

oder aber auch mit einem Wort, das wir zuerst als Kernwort dieses Denkmals gedacht hatten: „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen!“

Mögen sie den deutschen Namen mit Schmutz besudelt haben, mögen sie uns währende Heften angesetzt haben, mögen sie auch große Stöße aus unfeligen Volkstörper herausgeschüttet haben; wir wollen wieder, und in dieser Stunde sei es heiliges Gelübdis, wir wollen wieder den deutschen Namen zu ehren in der Welt bringen und wollen nicht eher ruhen, als bis auch der letzte französische Soldat deutschen Boden verlassen hat. Wir wollen wieder frei sein wie es die Väter waren!

Möge der Tag nicht mehr allzu fern sein, mögen unsere Augen ihn noch schauen, möge das Wort, das wir für unser Denkmals gewählt haben, uns in dieser schweren Zeit des Wiederaufbaus Trost und Halt sein:

Die Helden zwar tot,
Das Volk in großer Not!

Aber:
Ein feste Burg ist unser Gott!

Unmüde fiel die Hülle des Denkmals, aller Weiße rühten sich nach der trüben Helmbeneden, die deutsche Kraft und Unvergänglichkeit verkörpert, die Fahnen fentig sich grüßend, die Müst spielt: „Ich hatt einen Kameraden“ und drei Ehrensalven werden abgekössen.

Der Schöpfer des Denkmals, Herr Architekt Otto aus Loberleben, beritt das Rednerpult und übergrüßte sein Werk mit nachgehöriger Ansprache seinen Auftraggebern: Hochverehrte Herren der Denkmalskommission! Verehrte Anwesende! Es gereicht mir zur hohen Ehre, daß Sie mich mit der Ausführung des Denkmals betraut haben und daß ich es Ihnen jetzt in dieser Stunde übergeben darf.

Man gantz Gint meiner Ehre habe ich mich in das Werk vertieft und mein bestes Können daran gesetzt.

Den Gedanken „Unbesiegt“ und das trotziges „Demmo“, der in jedem eich deutschen Namen immer wieder ansetzt, zum Ausdruck zu bringen, das war hier mein Ziel.

Es ist es erreicht, muß ich belieben Ihrer Kritik überlassen. Der zunehmende Wunsch meines Herzens aber ist: Möchte das Denkmal das Andenten der Gefallenen und Ihren unüberwindlichen Gedemuth was erhalten. Und möchte es unserer Zeit und dem kommenden Geschlechtern zurufen:

„Erfarkt wieder in diesem Geiste, dann wird Deutschland alle finstern Mächte überwinden.“

Somit übergebe ich Ihnen dieses Ehrenmal und empfehle es dem allgemeinen Schutze. Democher es vor schmutzigen Wundenhänden und gebietet, wenn Ihr hier steht, Emer toten Helden!

Herr Lehrer Albrecht dankt dem Künstler namens des Aufschwungs für das kostbare Ehrenmal und gibt der Gewißheit Ausdruck, daß die gesamte Einwohnerschaft Noßlebens diesem Dank sich anschließen wird. Noch lange nach uns wird kommenden Geschlechtern dieses Kunstwerk Bewunderung abzwingen und ihn als Schöpfer ehren.

Sodann hat er Herrn Ortsrichter Becker, das Ehrenmal für die Gemeinde zu übernehmen und es zu schützen.

Herr Ortsrichter Becker dankte dem Denkmalskomitee für ihre aufgewandten Mühen und versprach, daß der Gemeindegewählte Ehrenmal zu beschützen, auch auf die Instandhaltung bedacht zu sein, so gut nur immer möglich und erbat hierfür die Mitwirkung eines jeden Mitgliedes der Gemeinde.

Der Männerchor sang: „Brüder weiset Herz und Hand“ und Zel. Mina Werfel sprach: „das Gedicht: „Heimkehr.“

Heimkehr

„Er kehre nicht heim.“
Seele, das ist dein Leben.
Der, den du liebtest, kehre nicht heim.
In der Fremde haben sie ihn zu Grabe
getragen.
Laß dir ein Wort zum Troste sagen,
Nimm's in dein Kämmerlein,
In meines Bergens Schrein
Schleife es hinein.
Ganz ins Geheim. —
Welch' still's Dir Schmerzgen und
Klagen,
Manchelt dein Zweifeln und Zagen,
Gib Antwort auf banges Fragen
Und Kraft dir zum Tragen:
„Wie sind in der Fremde.
Er kehre heim.“

Entblühten Dampfs gang dann zum Schluß die Gemeinde das Dankgebet und der Weisheit hatte seinen Abschluß gefunden. Jetzt begann die Wiederlegung der Kränze. Ein Berlin nach dem andern eckte die toten Helden und bewußtlos dahinten sich alle Württemberg, Frauen und Kinder trübenden Auges mit Kränzen den Weg zur Denkmahl, um ihren Toten einen Gruß zu bringen. Nach dem Abmarsch der Vereine wurde das Ehrenmal ununterbrochen von heiligen Einwohnern und auch von auswärtigen Gästen besichtigt und wohl jeder drückte seine Freude darüber aus, ein solch würdevolles Kunstwerk als Gemeingut für die Gemeinde gewonnen zu haben.

Nicht lange nach dem Weisheit am Denkmal begann in der Kirche die musikalische Feierstunde. Auch diesmal war das Gotteshaus nahezu voll besetzt. Die sich für die edle Sache als Mitwirkende zur Verfügung gestellten einheimischen Kräfte gaben wieder ihr Bestes und erkrachten mit gefangenen und musikalischen Gaben bis zum Schluß.

Am Abend, bald nach 7 Uhr, traten die Vereine wiederum an, diesmal zum Fackelzug, an dem sich auch die Höglinge unserer Klosterschule beteiligten. Nahezu alle Straßen wurden unter Klängen der Sperberhörner Kapelle und der Feuerwehrtabelle durchzogen. Eine Lichterzelle, so lang wie wir sie hier noch nicht gesehen, durchbrach die Finsternis der Nacht, durchstrahlte Straße um Straße und machte dann schließlich am Denkmal halt. Fast eingetretener Verhüllung der Massen besitz Herr Oberstudienrat Dr. Geinemann das Rednerpult und gab mit etwa folgender Ansprache dem wohl allen Teilnehmern unvergesslichen Tage einen erhebenden Abschluß:

Ihr toten Brüder, jenseits der tiefen Nacht,
Schaut ihr die Feuer unserer Totenmacht?
Habt ihr der Lieber, habt ihr des Lebens acht?
Unsere Feuer verdammen in eure Nacht,
Hört uns ihr Weiber, wir halten Totenmacht!

Deutsche Frauen! Deutsche Männer! Deutsche Jugend!
Seit den ältesten Zeiten gilt die Fackel als das Symbol des Lebens, und in den alten christlichen Gemeinden war es üblich, am Osterabend die Fackeln zu entzünden als Zeichen, daß selbst in der tiefsten Trauer um das Sterben Christi das christliche Hoffnungsglück nicht völlig erlöschen ist. So sind auch wir heute Abend mit unseren Fackeln zum Ehrenmal unserer Gefallenen gezogen, einmal um sie zu ehren, schon aber auch, um unserer Hoffnung Ausdruck zu geben. Unsere Hoffnung aber ist Deutschlands Jugend, ist der deutsche Geist, der uns trotz allem erheben können muß.

Deutscher Geist ist der Geist voller Ideale, der, frei von Eitelkeit und Falschheit, die Eigenschaften in sich verkörpert, die das wertigste Gut des Deutschen sind: Mut und Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Glauben, Selbstbewußtsein und Treue. Von diesem deutschen Geiste waren die Helden erfüllt, deren Ehrenmal wir heute gesehigt haben, ein hart ausgeprägter Geist besetzte unsere Nationalhelden, wie Theodor Körner, Martin Luther, Bismarck und Hindenburg, und gab ihnen Mut und Kraft in Stunden der Not zu führen ihres Volkes zu zu werden.

Deutscher Geist heißt Mut und Vaterlandsliebe!
Wessen Gedanken gehen da nicht zurück in die Augusttage des Jahres 1914, als Tausende und Abertausende von Kriegsfreiwilligen voller Begeisterung, getrieben von der Liebe zum Vaterlande, zu den Waffen eilten! Wer gedachte nicht der Zeit vor mehr denn 50 Jahren, als es galt, die Einheit des Reiches zu schaffen! Wessen Blicke richten sich da nicht unwillkürlich auf Theodor Körner, den Freiheitskämpfer und Heldenjüngling, der fremden Mutes zur Fahne eilte, als sich das Volk erhob, um das drückende Joch eines fremden Oberherrn abzuschütteln und in der tiefsten Schmach seines Vaterlandes das Vieh von den deutschen Eichen jang:

Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehen, du bist gefallen.

Deutsche Jugend, ein Schrei aus tiefer Not klang uns da entgegen, der Schrei eines blutenden Herzens, das sein Vaterland am Boden liegen sah, das seine Hoffnung setzt auf die, die sich ihre alte Kraft besahnt haben, die die Eichen gleich fest wurzeln im deutschen Boden, im deutschen Geiste. Deutsches Volk, deine Eichen stehen! — Deutsche Jugend, auch deine Eichen stehen noch, solange du sie nicht selbst entwürzest. Darum, deutsche Jugend, ans Vaterland, ans teure schließ dich an! Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

Deutscher Geist heißt Tapferkeit und Glaube!
Auch sie verkörpert einer der größten Helden der deutschen Geschichte, Martin Luther. Nicht das Wort, das er gesprochen hat, sondern die Art, wie er es gesprochen hat, wie er gegen eine ganze Welt kämpfte aus der Überzeugung und aus dem Glauben an eine gute Sache seine Kraft einsetzte, bis er endlich doch den Sieg gegen alle Widersacher erringen hat. Deutsche Jugend, auch auf dich wird einst die Verantwortung für das Geschick unseres Vaterlandes ruhen. Wenn von dieser großen Stunde das eine: Nieher will ich selbst zu Grunde gehen, sie ich mir selbst unter und zum Verderben an meinem Glauben werde! Das heißt Tapferkeit und Glaube, das ist wahrer deutscher Geist.

Deutscher Geist heißt Selbstbewußtsein und Treue!
Es heißt meines Erachtens, der Nationalerbe einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die Preußen durch einen fremden Gewaltthäter erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut

in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle überhandt werden zu lassen.“ Mit diesen Worten betrat Otto von Bismarck zum erstenmale die Tribüne des verdinglichen preussischen Landtages. Welches Selbstbewußtsein liegt in diesen Worten! Nicht das Selbstbewußtsein zur eigenen Persönlichkeit, sondern der Stolz, einem Volke anzugehören, das in der Not wie ein Mann zusammenklingelt sich auf sich selbst besinnt, um das Volk eines fremden Tyrannen abzuschütteln und seine Ehre wiederherzustellen. „Was du ererbst von deinen Vätern, ererbst es, um es zu besitzen.“ Deutsche Jugend, deine Väter haben dir ein großes Erbe hinterlassen, das du verloren hast. Darum kehre zurück zum Selbstbewußtsein, und bedenke, daß du ein Deutscher bist, ein Teil des Volkes, das seine Kulturtaufgabe noch nicht erfüllt hat, und lüde das wieder herzustellen, was deine Väter mit ihrem Blute geschaffen, wofür unsere tapferen Helden ihr Leben eingelegt haben: Die deutsche Einheit und die deutsche Ehre!

Deutsche Jugend! Drei Helden haben uns die Eigenschaften des deutschen Geistes verkörpert: Mut und Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Glaube und das Selbstbewußtsein, ein Deutscher zu sein.

Doch allem eigen ist die Treue, die sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des Germanenvolkes zieht, am herrlichsten verkörpert in zwei Gestalten: Siegfried und Hindenburg. Beide Träger eines Volkes, das, solange es diese Tugend achtete, stark und gefürchtet war. Wie hoch steht doch der Mann, der, als alles zusammenbrach, seinem Vaterlande die Treue bewahrt, der frei von Selbsthüß so lange auf seinem Führerposten ausharrt, bis sein Werk vollendet war, der sich dann still zurückzog und nach wenigen Jahren der Ruhe sofort wieder dem Rufe der Pflicht folgte, um erneut Führer seines Volkes zu sein, unter Hindenburg. Deutsche Jugend, halte nicht an, zu ihm aufzuschauen und zu lernen: die edle deutsche Mannes-tugend. Deutsche Männer und Frauen, deutsche Jugend! Schaut empor zu euren Helden und lernt an ihnen den deutschen Geist erkennen! Halte fest an diesem deutschen Glauben, er wird euch Kräfte verleihen, Kräfte der Ewigkeit!

Hört uns, ihr Brüder, wir halten Totenmacht.
Unsere jungen Eichen sind los entpakt,
Unsere jungen Eichen sind noch und bereit.
Um die Feuer ihrer Wir, Hüter der Zeit,
Schickt uns zur Ahtung Kräfte der Ewigkeit!

Eine eindrucksvolle Beleuchtung des Denkmals durch Feuerlichter ließ noch einmal das Ehrenmal in vollem Glanze erscheinen, dann wurden die zum Teil bereits erloschenen Fackeln zusammengeführt — die Feier war beendet. Der Tag war würdevoll von Anfang bis zu Ende, das darf gerühmt werden — es war ein edler Roflieber Tag! Dank Allen, die beitragen, ihn hierzu zu gestalten.

Und nun das Denkmal selbst. An einem wohl einzig in unfern an großen freien Plätze armen Hofsteden für das Ehrenmal geeigneten, ebenso würdigen Wlaze hat es Aufstellung gefunden und gereicht hier dem Ort nicht nur zur Ehre, sondern auch zur Freude. Am Friedhof, dem Ortstrichter Westlichen Hause gegenüber, an einer Wierstraßenkreuzung, ist die alte Friedhofsmauer in entsprechender Breite durchbrochen worden und in diesen Durchbruch, unter Hingnahme eines Stiles vom Friedhof selbst ist das Ehrenmal eingestift. In der Mitte erhebt sich auf einem Postament die überlebensgroße Figur eines stehenden Mannes. Die linke Hand ruht in der Hüfte über der Schulter des rechts am Schenkel die Rechte ist zur Faust geballt. Der Gesichtsausdruck spiegelt feste Entschlossenheit wieder, der Blick ist in die Ferne gerichtet. Rechts und links vom Postament laufen in mäßiger Rundung die Wandungen, die die Tafeln mit den Namen der 126 Gefallenen tragen. Die Abdeckung der Wandung wird durch ein Band gebildet, das in erhabener Lapidar-schrift folgenden Spruch trägt:

Die Helden tot — das Volk in Not
Ein feste Burg ist unser Gott!

Rechts und links bildet je ein Pfeiler den Abschluß, an die sich dann die Friedhofsmauer anschließt. Der Entwurf und Ausführung des prächtigen Ehrenmals ist ein Werk des Architekten Curt Otto aus Lodessaleben. Der Guß der Bronzefigur wurde in der Metallwarenfabrik in Weßlingen hergestellt. Der zum Denkmal verwendete Stein ist sog. Freiburger Mischkalkstein, ein Produkt der engeren Heimat.

Die auf den Steintafeln am Denkmal eingravierten Namen der gefallenen Helden lauten:

- Fuchs, Ernst, † am 26. August 1914
- Berthold, Otto, † am 28. August 1914
- Heiligenhaedt, Walther, † am 28. August 1914
- Länger, Otto, † am 5. September 1914
- Schönan, Karl, † am 6. September 1914
- Hoffmann, Hermann, † am 13. September 1914
- Fahner, Richard, † am 20. September 1914
- Fest, Georg, † am 20. September 1914
- Leunike, Richard, vernicht seit 20. September 1914
- Böhme, Albert, † am 3. Oktober 1914
- Hattenhauer, Richard, † am 3. Oktober 1914
- Grube, Richard, † am 11. Oktober 1914
- Otto, Alfred, † am 13. Oktober 1914
- Rei, Albin, † am 16. Oktober 1914
- Ranke, Walter, † am 21. Oktober 1914
- Buff, Karl Emil, † am 26. Oktober 1914
- Beckstein, Ulrich, † am 2. November 1914
- Rebs, Hermann, † am 3. November 1914
- Beckstein, Wolfriedrich, † am 10. November 1914
- Sander, Karl, † am 12. November 1914
- Wege, Otto, † am 18. November 1914
- Frankmann, Emil, vernicht seit 21. November 1914
- Freihage, Wilhelm, vernicht seit 22. November 1914
- Winkler, Robert, † am 3. Dezember 1914
- Winkler, Otto, † am 12. Dezember 1914
- Schreck, Adolf, † am 18. Dezember 1914
- Haberland, Karl, † am 19. Dezember 1914
- Fischer, Hermann, † am 20. Dezember 1914
- Randhagen, Frig, † am 2. Januar 1915
- Schade, August, † am 3. Januar 1915
- Weißborn, Karl, † am 12. Januar 1915
- Mann, Gustav Walter, † am 13. Januar 1915
- Schreck, Frig, † am 24. Januar 1915
- Scheidner, Oskar, † am 10. März 1915

- Rebe, Bernhard, † am 19. März 1915
- Schirlich, Richard, † am 29. April 1915
- Schattenberg, Paul, † am 9. Mai 1915
- Rammer, Albin, vernicht seit 10. Mai 1915
- Gütter, Friedrich, † am 2. Juni 1915
- Schäpe, Friedrich, † am 16. Juni 1915
- Siebelts, Wilhelm, † am 23. Mai 1915
- Müchler, Otto, † am 16. August 1915
- Schüter, Paul, † am 2. Juli 1915
- Klar, Heinz, † am 5. Juli 1915
- Schreyer, Paul, † am 7. August 1915
- Tröge, Karl, vernicht seit 19. August 1915
- Schrag, Rudolf, † am 20. August 1915
- Tröge, Karl, vernicht seit 19. August 1915
- Ziska, Hans, vernicht seit 30. August 1915
- Ludwig, Ernst, † am 26. September 1915
- Wernes, Hermann, † am 1. Oktober 1915
- Dauer, Arthur, † am 8. Oktober 1915
- Leßling, Frig, † am 8. Oktober 1915
- Gebers, Frig, † am 10. Oktober 1915
- Trinks, Hermann, † am 10. Oktober 1915
- Schüler, Walter, † am 17. Oktober 1915
- Rembe, Karl, † am 25. November 1915
- Rembe, Richard, † am 25. Januar 1916
- Thieme, Otto, † am 7. Februar 1916
- Müller, Otto, † am 7. März 1916
- Frade, Karl, † am 9. März 1916
- Hilper, Willi, † am 29. Mai 1916
- Schreck, Walter, † am 31. Mai 1916
- Siebeck, Frig, † am 8. Juni 1916
- Maus, Friedrich, † am 26. Juni 1916
- Carl, Friedrich, † am 4. Juli 1916
- Rebs, Friedrich, † 23. Oktober 1916
- Herbst, Willi, † am 12. August 1916
- Bühne, Albert, † am 13. September 1916
- Wiegand, Albert, † am 26. September 1916
- Hattenhauer, Frig, † am 27. September 1916
- Hartmann, Gustav, vernicht seit 30. September 1916
- Leunike, Hermann, vernicht seit 7. Oktober 1916
- Nolze, Hermann, † am 16. Oktober 1916
- Schwaneffel, Otto, † am 18. Oktober 1916
- Leunike, Robert, † am 24. Oktober 1916
- Alsteden, Gustav, † am 18. Dezember 1816
- Wies, Stephan, † am 26. Dezember 1916
- Fuge, Albert, † am 25. Januar 1917
- Herbst, Friedrich, † am 12. April 1917
- Dauer, Hermann, † am 20. April 1917
- Schröder, Hermann, † am 22. April 1917
- Herrich, Albert, † am 6. Mai 1917
- Walther, Demald, † am 8. Juni 1917
- Gumppe, Karl, † 11. Juli 1917
- Thieme, Hermann, † am 8. August 1917
- Frade, Hugo, † am 2. September 1917.
- Fahner, Hermann, † am 2. Oktober 1917
- Hase, Wilhelm, † am 3. November 1917
- Miß, Otto Georg, † am 19. November 1917
- Nabeberg, Walter, † am 26. November 1917
- Alge, Hermann, † am 6. März 1918
- Röhne, Albin, † am 11. März 1918
- Helein, Hermann, † am 21. März 1918
- Müller Otto, † am 25. März 1918
- Schmidt, Martin, † am 6. April 1918
- Eichbaum, Hans, † am 11. April 1918
- Rebs, Karl, † am 12. April 1918
- Kroll, Otto, † am 15. April 1918
- Buge, Richard, † am 13. Mai 1918
- Spangenberg, Paul, † am 25. Mai 1918
- Schumann, Otto, † am 26. Mai 1918
- Schreck, Otto, † am 1. Juni 1918
- Ole, Franz, † am 9. Juni 1918
- Geier, Karl, † am 24. Juni 1918
- Fieck, Karl, † am 2. Juli 1918
- Voigt, Alfred, † am 7. Juli 1918
- Kerl, Friedrich, † am 30. Juli 1918
- Scheffer, Karl, † am 11. August 1918
- Shart, Karl, † am 4. September 1918
- Wanzenberg, Hermann, † am 26. September 1918
- Ranke, Ernst, vernicht seit 8. Oktober 1918
- Fischer, Hermann, † am 7. Oktober 1918
- Erhardt, Alfred, † am 9. Oktober 1918
- Forste, Paul, † am 10. Oktober 1918
- Frankmann, Edmund, † am 12. Oktober 1918
- Karl, Otto, † am 9. November 1918
- Hattenhauer, Paul, † am 11. Dezember 1918
- Herbst, Bernhard, † am 24. Februar 1919
- Leunike, Walter, † am 19. September 1919
- Tornbrink, Hermann, † am 20. September 1919
- Thorwirth, Friedrich, † am 29. September 1919
- Wenz, Wilhelm, † am 3. November 1919
- Geier, Otto, † am 13. März 1921

Und was wissen wir über den Künstler, den Schöpfer des Gedenkmal selbst? Es wird uns interessieren zu erfahren, das er noch verhältnismäßig jung ist — 1900 in Dessau geboren —. Im väterlichen Hause dabeist hat die Bildhauerkunst erlernt. Herr Otto stammt aus einer alten Steinmetz- und Bildhauerfamilie, in welcher dieser Beruf bis auf vier Generationen zurückverfolgt werden kann. Im Jahre 1918 wurde er noch Soldat, 1919 besuchte er die städtische Kunstschule in Leipzig, 1920 — 23 die staatliche Kunstschule in München, von wo er ins elterliche Geschäft zurückkehrte, um hier die erworbenen Kenntnisse praktisch zu verwerten. Von ihm ausgeführte Kriegerdenkmäler stehen bereits in Coblenz, Weßling, Oberalfendorf, Remsdorf, Ober- und Webershomonz und einigen anderen Ortschaften. Im Frühjahr d. J. wurde eine lebensgroße liegende Kriegerfigur nach Eppingen in Baden geliefert. Auch an Denkmalen auf zahlreichen Friedhöfen sind künstlerische Schöpfungen dieses jungen Meisters zu finden. Der Entwurf zum hier besprochenen Denkmal stammt aus dem Jahre 1922, modelliert wurde dasselbe im Frühjahr 1926. — Was, all dem Schagten recht wohl hervor, daß unser Ehrenmalgedacht und geschaffen wurde von einer jungen Kraft, die noch in voller Entwicklung steht, aber doch bereits Großes zu schaffen imstande ist. — Glück auf zu weiteren Schöpfungen!

Das Leben im Wort

1926



Unterhaltungsbeilage



1926

Onkel Kornblums schlimme Nacht

Roman von Magdalena Eisenberg

(Zwanzigste Fortsetzung)

Der Kommerzienrat Alfred Kornblum will seine Nichte Ina Mohr, deren Verdägen angeblich durch Eheskandale verlorenging, betrauen. Das junge Mädchen aber ist bereits heimlich mit Willy Krampe, der plötzlich nach Amerika fährt, verlobt. Kornblum erhält eines Nachts den Besuch einer unerwarteten Erscheinung, die ihm in der Wüste des Todes eine große Summe abfordert. Infolge der Aufregung erkrankt er. Ein Detektiv Sandmann nähert sich bei der Unternehmung des Falles Ina, die heimlich nach Hamburg flieht. Dort lernt sie in der Not einen Professor Müller kennen, der ihr beihilflich ist. Das junge Mädchen trifft zufällig ihren Verlobten wieder, der dann aber beschwindelt und von dem Professor als Verdäcker entlarvt wird. Durch die Vermittlung des Professors verlobt sich Ina wieder mit ihrem Onkel und kehrt in dessen Heim zurück, wo sie in Folge der vielen Aufregungen sehr schwer erkrankt. Nach ihrer Genesung kommt der Professor, um über seine bisherigen Verdäcker aus Dankbarkeit ihr Jawort. Er verabschiedet sich, ohne sich ihr als

zu erlassen. Ina läßt, daß ihr eine Entscheidung bevorsteht und gibt dem Professor aus Dankbarkeit ihr Jawort. Er verabschiedet sich, ohne sich ihr als Detektiv Sandmann zu erkennen zu geben, berichtet Kornblum aber vor seiner Abreise noch von einer Spur. Der Kommerzienrat wird sich dessen bewußt, daß die Erscheinung des Todes ein ausgeklügeltes Betrugsmandat war. Den Detektiv führen seine Nachforschungen bald darauf nach New York. Ina aber erlebte eine große Ueberraschung: ihr Onkel lebt sie plötzlich zu seiner Universalerin ein. Inzwischen entdeckt der Detektiv, daß das Geheimnis des Todes mit einem lange zurückliegenden Verbrechen zusammenhängt und kommt durch eine Unbekannte auf die rechte Spur. Plötzlich erhält er von Ina Mohr die Nachricht, daß sie seine Frau nicht werden kann. Wiedererschlagen geht er in den weiteren Kampf mit dem Unbekannten. Eine Abenteuerin glaubt, in ihm einen lang gesuchten Freund wiederzuerkennen. Er wird die Fremde auch auf der Heimreise nach Deutschland nicht los.

Sögernd hatte das junge Mädchen den Brief genommen. Was enthielt er?! Würde er ihrer Seele nicht neue Kämpfe, erneute Hemmnungen bringen?! Sie fühlte das eigene Herz hörbar klochen und las beklommen:

Hohegehrter Herr Kommerzienrat!

Vor meiner Rückkehr nach Deutschland will ich eine Botschaft an Sie senden, die Ihnen entschieden nicht früh genug kommen kann.

Ich bin dem Tod auf die Spur gekommen, ich heftete mich in Hamburg an seine knöchigen Fersen und habe ihn ereilt. Sonst ist es gewöhnlich umgekehrt, er ereilt uns. Ja, ich habe ihn, aber mitbringen kann ich ihn Ihnen nicht, trotzdem er sich als Registrierautomat oder sonst was in Ihrem Arbeitszimmer zu ewigem Andenken ganz hübsch machen würde, wollte ich meinen.

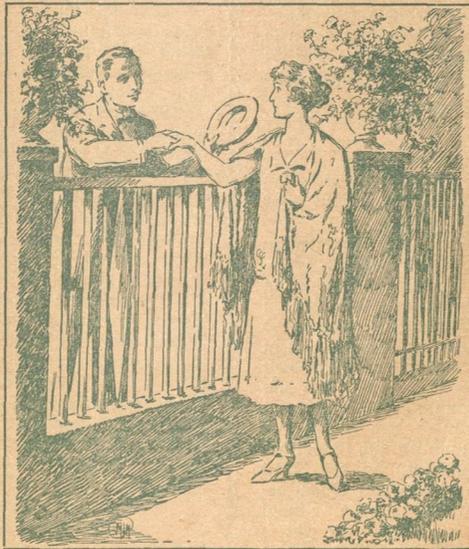
Aber Scherz beiseite, der Tod ist da. Er tritt in einem New-Yorker Variets mit Grazie auf. Es ist eine leblose, aber sehr sinnreich konstruierte Puppe, die sich bewegen und sogar reden kann. Diese Puppe, die ich gesehen und befühlt habe, ist durchaus mit Ihrer nächtlichen Erscheinung identisch und durch Verbrecherhände nach Amerika gelangt. Und in diesen Verbrecherhänden wird sich auch das verschwundene Geld befinden, wenn — es überhaupt noch vorhanden ist. Denn wie gewonnen, so zerronnen, heißt es bei solchen Naturen meistens. Aber hoffen wir das Beste.

Da die Spuren nach Europa, ja, meines Erachtens nach Deutschland weisen, hoffe ich in kurzem dort einzutreffen und Ihnen mündlich Bericht erstatten zu können. Aber auf alle Fälle: nicht zu Dritten davon reden, außer vielleicht zu Ihrem Fräulein Nichte, der ich mich zu empfehlen bitte.

Mit ergebensten Grüßen bin ich Ihr

Hansjörg Sandmann.

Ina war aufgesprungen.



„Hansjörg Sandmann?“ stammelte sie entgeistert und starrte auf die ihr als Professor Müllers bekannte Handschrift.

Alfred Kornblum lächelte spitzbübisch-verlegen. Davan, daß Ina von der Identität zwischen Müller und Sandmann nichts wußte, hatte er gar nicht gedacht in seiner Freude über die Entdeckung des Todes.

„Na, wenn du's schon gelesen hast, Inachen, ist's ja einerlei. Du merkst wohl, daß es gar keinen Professor Müller gibt, wie? Daß der Herr Professor und der Herr Detektiv identisch sind.“

„Identisch?“ rief Ina fassungslos. „Und Detektiv? — Ich verstehe den Zusammenhang nicht, Onkel Alfred!“

„Ist ja vorläufig nicht so wichtig, liebes Kind,“ meinte der glückliche Kommerzienrat, „viel interessanter ist doch, daß meine Erscheinung eine durchaus natürliche gewesen ist und wir den Gespenstern nicht einfach in der Weise ausgeliefert sind, daß sie uns, wenn wir hilflos sind, nach Belieben angreifen und ängstigen können, wie mir das sogar einige kluge Wissenschaftler und Fachgelehrte klarmachen wollten.“

— Ina Mohr nickte wie abwesend. Was ging sie jetzt jene Erscheinung an, die der Onkel bei seinem Schlaganfall zu sehen geglaubt hatte. Ihr selber war es mit einemmal, als habe sie unter Geistern gewandelt, und sie wußte nicht, ob sie sich grämen oder freuen sollte, daß es keinen Professor Müller gab, sondern nur einen jungen flotten Hansjörg Sandmann, der ein — Detektiv war. Dieser Zusammenhang der Dinge interessierte sie brennend, und nach ihm fragte sie den Onkel bebenden Herzens.

Alfred Kornblum, noch immer unter dem Eindruck der soeben empfangenen Freudenbotschaft, wurde gern mitteilbar und erzählte seiner Nichte ausführlich die Geschichte des Detektivs Sandmann, der ihm jetzt wie ein eigens vom Himmel gesandter Engel vorkam. Er ging bei der Erzählung aber so vorsichtig wie möglich vor, um Ina, von deren Schuldlosigkeit er längst überzeugt war, nicht zu ver-

Beim Heimwärtsgang

Drüben saß das Abendgold,
Als wir beide heimwärts gingen,
Silbern blinkend Sternlein hold
Über uns'rea Häupten hingen.

Fernher drang ein Glockenklang
Wie ein liebeſelig Beben...
Und ich hab' beim Heimwärtsgang
Dir mein ganzes Herz gegeben.

J. Steuer

legen. Er ſtellte die Maskierung des Detektivs zum Profeſſor Müller als eine ebenſo notwendige wie harmloſe Vorſichtsmahregel hin, ſagte, daß er den Detektiv zum Schutz für Jna, die hilflos und unerfahren in der Welt herumfuhr, nachgeſandt habe, und zwar zum heimlichen Schutz, da ſie einen anderen doch nicht geduldet hätte.

Er küßte ihr dabei die Hände, ſtreichelte ſie mit einer rührenden Silbſofigkeit und glaubte ſchließlich ſelber, daß alles ſich ſo verhalten habe, wie er es darſtellte.

„Aber ſo weine doch nicht, Jnachen,“ hat er bewegt, „war das denn ſo ſchlimm? Biſt du deinem alten Onkel immer noch böſe? Herzchen, beruhige dich doch, oder groſt du mir wirklich noch?“

Sie hatte ſich wieder geſetzt, ſchüttelte ſtumm den Kopf und konnte es nicht hindern, daß ein ſchwerer Tropfen nach dem anderen in ihren Schoß und auf die ſchlanken Hände fiel. Und Onkel Alfred, der nächterne Geldmann, war durch die frohe Nachricht aus Amerika und durch ſeine eheliche Neue wie umgewandelt, wie verjüngt. Er küßte dieſe Tränen demütig fort.

„Jna, liebe Jna, ſo weine doch nicht,“ hat er immer wieder.

Das junge Mädchen verſuchte zu lächeln.

„Es hat mich ſo überaſcht, Onkel Alfred. Ueberlaß mich nur ein bißchen mir ſelbſt, ich werde mich ſchon wieder zurechtfinden.“

Dann, nachdem Alfred Kornblum ſich zurückgezogen hatte, ſaß das junge Mädchen allein mit qualenden Gefühlen. Ihre araloſe Natur glaubte gern, daß Sandmann die Verkleidung lediglich, um ihr heimlicher Beſchützer zu ſein, gewählt hatte. Dieſe ſeine Miſſion war ja glänzend gelungen. Nicht aber konnte ſie darüber hinweg, daß er in dieſer Maskierung mit ihren edelſten Gefühlen — geſpielt hatte. Er hatte doch gemußt, wie ſie ihn ſeinerzeit abgewieſen und ſeinen kühnen Rufraub ſchändlich genannt hatte; und dennoch hatte er, trotzdem er doch wußte, daß eines Tages die Maſke würde fallen müſſen, ſich ihr wieder als Liebhaber genähert? Sie konnte nun an den Ernſt ſeines Empfindens, wie er es ihr gegenüber zur Schau getragen hatte, nicht glauben und fühlte ſich wie ſchon einmal in ihrem jungen Leben — damals durch jenen ihr jetzt ſo fürchterlichen Krampf — entweiht, ſeeliſch geſchändet. Sie konnte nicht mehr an die Echtheit von Sandmanns Gefühlen ihr gegenüber glauben, ſondern hielt ihn für einen geſchickten Komödianten, der mit ihrem araloſen Herzen gleich jenem anderen ſein Spiel — und ein wahrhaft triboles Spiel — getrieben hatte. Und nun wollte er ſelber herkommen? Waarte es, ihr Auge in Auge gegenüberzuſehen? Ihr Stolz reate ſich. Unwille wuchs in ihr. Nein, dieſem Zuſammentreffen fühlte ſie ſich nicht gewachſen, ſie ſann verzweifelt nach einem Ausweg. —

*

Es wäre für Jna nicht gut geweſen, wenn ſie für ihre Grübeleien, mit denen ſie nicht fertig werden konnte, viel Zeit behalten hätte. Das Schickſal machte ſelber einen Strich durch ihre Rechnung und ſtellte ſie ganz plötzlich vor die Entſcheidung.

Als ſie am nächſten Nachmittage verſonnen und innerlich verzagt am Gartengitter ſtand, glitt ein Schatten über

den Weg. Jemand, der eilend daher gekommen, blieb plötzlich ſtehen, und ſchon hörte ſie mit Erſchrecken, wie er, den Hut luſtend, in höchſter Freude rief:

„Fräulein Jna, wie gut, daß ich Sie hier zuerſt treffe!“

Wie gelähmt ſtand ſie da. Der, dem ſie hatte entſchlüpfen wollen, ſtand vor ihr, ohne Bart und Brille, jung, ſieg-hafter noch, als ſie ihn in der Erinnerung hatte, und ſeine Stimme klang nun ſo anders als die des Profeſſors. Und doch nicht anders. Konnte das Ausſehen den Eindruck einer Stimme ſo verändern? —

Jna Mohr war errötet und ſo wenig Herrin der Situation, daß ſie ihre Hand mechanisch in die gebräunte Rechte des Mannes leate, die ihr über das Gitter entgegenkam. Doch als ſein Blick dann in den ihren tauchte, werbend und fragend zugleich, ſchrak ſie auf, entzog ihm ihre Hand und ſagte, während ein feines Rot nicht von ihren Wangen wich: „Sie treffen meinen Onkel in ſeinem Arbeitszimmer, Herr Sandmann.“

„Könnte ich nicht vorher ein paar Worte mit Ihnen wechſeln, Fräulein Jna?“

Da wuchs ihre Furcht, ſie könne zum zweitenmal dieſes Mannes Gefühle ernt nehmen, der doch ein ebenſo großer Schauſpieler war, als er ein guter Detektiv ſein mochte. Schroff klang es daher, als ſie antwortete:

„Ich bedaure, Herr Sandmann. Bitte, bemühen Sie ſich zu meinem Onkel. — Wahrscheinlich ſehen wir uns ja am Kaffeetiſch“ fügte ſie noch ſchnell hinzu; denn ihr fiel auf, wie der Mann bei ihrer Ablehnung ſich erblakte, und ſie wollte die Kränkung mitleidsvoll verwiſchen, am liebſten hätte ſie ſie zurückgenommen.

Hansjörg Sandmann zog den Hut, verneigte ſich tief und ging.

Jna ſah ihn an der Haustüre ſchellen, ſah ihn ins Haus treten und ſtand immer noch auf ihrem Platz am Gitter. Regungslos. Sie war mit einmal grenzenlos traurig, wie wenn ſie etwas Koſtbares für immer verloren hätte, und wußte doch nicht was.

Während ſie aber noch ſo verſunken am Gitter ſtand und auf die StraÙe blickte, trat eine Dame in ihren Geſichtskreis, die ihr fremd ſchien. Sie kannte ſonſt doch von Anſehen jeden Menſchen in dem kleinen Ort.

Jna ſah, wie die Dame, eilig und doch zögernd, über den StraÙendamm ſchritt und ihres Onkels Haus prüfend in Augenechein nahm. Sie war blond, üppig, bei einer gewiſſen Schlauchheit, und hatte intereſſante große blaue Augen in einem blaſſen Antlit. Nur grüßte ſie. Jna erſchrak.

„Verzeihung,“ ſaate die Dame, „iſt Herr Profeſſor Müller hier im Hauſe?“ Dabei maß ſie Jnas zierliche Mädchengeſtalt mit einem prüfenden Blick. Ja, mit einer gewiſſen vorſichtigen Vertraulichkeit, die Jna beunruhigte. Aber noch etwas anderes löſte ſie in Jna Mohr durch ihre Frage aus: Neugier. Es gab doch gar keinen Profeſſor Müller, und Hansjörg Sandmann war doch nicht in Verkleidung dahergekommen. Und eine Annot fühlte Jna plötzlich: hatte dieſe Frau irgendwelche Beziehungen zu Hansjörg?

Sich zur Ruhe zwingend, antwortete Jna:

„Ich will Sie ins Haus führen und meinen Onkel fragen.“

„Sehr liebenswürdig,“ ſagte die Unbekannte und folgte ihr.

Jna öffnete die Haustür und bat die Fremde, die natürlich niemand anders war als Lu Lindenhoven, im Vorraum Platz zu nehmen. Dann kloßte ſie an Kornblums Arbeitszimmer. (Fortſetzung folgt.)

Die Geburtstagsfeier

Humoreſſe von Hermann Dreßler, Chemnitz.

Gott ſei Dank! Für dieſen Tag bin ich nicht verant-wortlich zu machen! Auch nicht für ſeine alljährliche Wiederkehr! Ich könnte mir ſonſt die bitterſten Vorwürfe nicht erſparen; denn ſeit einer Reihe von Jahren beruuglückt dieſer Tag ſiets.

Eigentlich ſoll er doch ein Freundtag ſein, ſchon in Anbetracht deſſen, daß ſich das Geburtstagskind wieder 365 Tage

durch alle Fährnisse des Daseins frisch-fröhlich durchgeschlagen hat. Mir gelingt es indes nie, ihm diesen Stempel anzudrücken. Im vorigen Jahre feiere ich meinen Geburtstag im Kreise einiger lieber Freunde. Wir haben uns dabei die Nase etwas kräftig begossen, denn es war mein Dreißigster. Als ich gegen Morgen mit dem Zuge nach meiner Vorstadt hinausfahren will, steige ich ans Versehen in den D-Zug nach München und bemerke diesen Irrtum erst, wie ich bei Sonnenanfgang in Hof erwache.

Jeder vernünftige Mensch forscht bei einem Mißgeschick den Ursachen nach und zieht sich daraus Lehren. So auch ich. So feiere ich in diesem Jahre meinen Geburtstag zu Hause! Ich gebe meiner Wirtschafterin die Weisung, für diesen Abend das Wohnzimmer anzuhetzen, da ich um sieben Uhr bereits zurückzukehren gedenke.

Als Mann von Energie gelingt mir das auch. Punkt sieben Uhr bin ich zu Hause, mit einigen Delikatessen und einer Flasche Wein beladen, die ich mir zum Geburtstage schenke.

Meine Wirtschafterin ist noch da, obgleich sie in einer Nachbarstraße wohnt und für gewöhnlich um diese Zeit längst heimkehrt. Sie empfängt mich mit einem ganz eigentümlich verklärten Gesicht an der Vorkaaitür.

„Na, Frau Schummelmann, was ist denn los? Haben Sie noch nicht Feierabend gemacht?“

„Gehne Sie mal ers rein!“ (Sie stammt aus „Wieschbade“.)

Sie reißt die Tür auf. Ein blendender Lichterglanz strahlt mir entgegen. Ich bin überrascht, sprachlos.

„An ich tun Ihnen gratuliere, daß Sie weiterich lebe — weiterich lebe“

Weiter kommt sie nicht. Mein Gesicht hat wohl keinen allzu freundlichen Ausdruck. Und ich habe Ursache, böse zu sein. Meine biedere Wirtschafterin hat 31 Lichter (die Zahl meiner vollendeten Lebensjahre) aufgestellt. Damit diese Lebenskerzen aber nicht umfallen, hat sie die Tischdecke weggenommen und jedes einzelne Licht recht sorgfältig und gewissenhaft auf der polierten Platte des Tisches mit Stearin festgekittet.

Mein guter, teurer Tisch!

In der Mitte des Lichterkranzes liegt, aus Teig gebaden, eine dampfend heiße „31“. Die Politur wird an der Unterseite in die Koffinen gezogen kein! Weg war sie auf jeden Fall, wie ich am anderen Tage bemerke.

Ich erkenne jedoch den guten Willen an und unterdrücke meinen Zorn.

„Ich danke Ihnen für diese Aufmerksamkeit, Frau Schummelmann!“ (Ich habe noch nie eine größere Lüge gesagt!) Inzwischen, jetzt räumen Sie mal das Zeug ab! Ich bin sehr hungrig, und überdies habe ich hier einen guten Koffspor mitgebracht, von dem sollen Sie mal ein Glas auf mein Wohl trinken!“

„Da is nicht je mache, Herr! Die Lichter müsse brenne bleibe!“

„Nanun? Warum?“

„Das sin Ihre Lebenslichter! Wenn Sie je auslösche, müsse Sie sterbe!“

„Unfinn! Weg damit!“

„Da is nicht je mache!“

Sie weigert sich standhaft, also muß ich wohl nachgeben, um sie nicht zu verletzen.

„In unrer Heimat is das so Sitte,“ erklärte sie mir, während ich entsetzt feststelle, daß meine Lebenslichter von der Größe kleiner Altarkerzen sind, so daß jedes seine drei bis vier Stunden brennen wird.

„Aber das geht wirklich nicht, Frau Schummelmann. Ich möchte heut abend beizeiten schlafen gehen und kann doch der Lichter wegen unmöglich bis Mitternacht ausbleiben!“

„Gehne Sie nur schlafe, ich wer icho aufpasse!“

Ich glaube, Kolumbus war nicht ergebener, als er nach tagelanger Freifahrt auf dem Ozean immer noch kein Land entdeckte. Wie gern würde ich einige Lebensjahre opfern, wenn ich mir dadurch den gemütlichen Abend einkaufen könnte, der mir vorgeschwebt hatte.

Ich verlege mich also aufs Handeln!

„Ich denke, zehn genügen auch, Frau Schummelmann!“

„Nicht je mache! Sie müsse alle brenne!“

Ich habe redlichen Leuten gegenüber nie den Herrschüchtigen herausstrecken können, versuche es also mit Bitten.

„Ich komme ihr entgegen, und endlich einigen wir uns auf 15.“

„Sie müsse je aberich selbstien ausblafe! Ich will nit Schuld habe an Ihrem Unglück!“

Ich mache mich schleunigst daran und versuche, ob ich nicht noch eins unter schlagen kann. Aber meine treue Lebenshüterin zählt mit und fällt mir in die Pusse.

„S is aut! Die andern bleibe!“

„Na also!“

Die verglimmenden Dochte schwelen und erfüllen das Zimmer mit einem scheinlich stinkenden Nebel, den auch das Aroma

einer guten Zigarre nicht wirksam zu bekämpfen vermag. Darin steht mit untergeschlagenen Armen und verklärtem Gesicht meine Wirtschafterin, auf dem breiten, sicheren Postamente ihrer Persönlichkeit ruhend.

Ich lege mir derweilen auf einem bescheidenen Sächchen des Schreibstisches mein Geburtstagsabendbrot zurecht, das ich im Sichen einnehme.

Der Qualm wird immer unerträglicher. Dazu speit mein alter treuer Ofen heute eine ungeheure Hitze aus.

„Machen Sie mal Fenster und Türen auf, Frau Schummelmann, wir ersticken sonst!“

Nach zwei Minuten ist es hundefalt im Zimmer. Draußen herrscht eine Temperatur von minus 12 Grad. Wir schlagen die Zähne gegeneinander, und doch ist der Qualm noch nicht abgezogen.

Ich stelle mich mit dem Rücken an den Ofen, verbrenne mir dabei den Ballen der rechten Hand und stoße einen Löffel auf, dessen siedendes Wasser mir die Beine verbrüht. Das alles gehört — nach der Auffassung meiner Wirtschafterin — zu meiner Geburtstagsfeier.

Und ich sage nichts dazu, im Gegenteil! Ich stecke mein verbindlichstes Lächeln auf. Ich bin doch ein anständiger Mensch!

Nachdem ich so mit hungrigem Magen und verbrühten Gliedmaßen in stürzender Luft 15 Minuten lang richtig durchfroren bin, lasse ich Fenster und Türen wieder schließen.

Meine Lebenskerzen sind noch nicht zur Hälfte nieder gebrannt. Frau Schummelmann steht noch immer davor und freut sich meiner voraussichtlich endlosen Lebensdauer.

„Ich habbe noch ene Ueberraschung vor Ihue!“

Meine Selbstbeherrschung gerät ins Schwanken.

„Ich danke! Ich habe genug!“

„Ne, die müsse Sie noch annehme!“

„Aber dann flugs! Ich will endlich ungefört mein Abendbrot einnehmen!“

„Ziehne Sie mal e Rödche an, wo de grözten Tasche inne hat!“

„Wozu diesen Unfinn?“ frage ich etwas barsch.

„Is kein Unfinn! Das is ene Sitte bei uns in Wieschbade!“

Sie läßt nicht eher nach, als bis ich meinen neuen schwarzen Gehrock angezogen habe.

„An tun ich Ihne de Auge zubinde, und Sie müsse rate, was ich Ihne in de Taschen stecke!“

Also los! Ich ergebe mich auch darein. Wozu hat man den 31 Jahre lang sich in der Selbstbeherrschung geübt?

Frau Schummelmann unwidelt die Okulare meiner Gehirnlamera so gewissenhaft, daß ich befürchten muß, mein Augenlicht nie wieder zu erhalten.

Dann höre ich Knistern von Papiertüten, und die abgrundtiefen Lachen meiner Nachböhne werden so schwer, als hinge die ganze südliche Halbkugel daran.

„An könne Sie greife!“

„Los! Ich erjasse etwas Mundes, Syrrödes.“

„Au?“

„Das ist ein Lebkuchen!“

„Wichtig! Weiter!“

Ich befördere auf diese Weise drei Apfelsinen, ein Duzend Zigarren, zerdrückt natürlich, eine Zerkelatourst, eine Flasche Vikör und einige Hände voll Knackmandeln zutage.

Zuletzt greife ich einen schmerzigen Brei, in dem etwas herumzappelt.

„Zum Donnerwetter! Sind Sie verrückt? Mir Schmierseife in den teuren Anzug zu stecken?“

„Regen's Ihne nit auf! Is allens eßbar!“

Da kneift mich etwas furchtbar in den Finger der rechten Hand.

Nun ist meine Geduld zu Ende. Ich reiße mit der Linken die Binde von den Augen und sehe zu meinem Schrecken, daß sich an meinem rechten Zeigefinger ein Hummer von der Größe eines Hoteltiefelfuchtes festgebissen hat, so daß das Blut bereits herabläuft.

Und das Tier ist in einen Pfefferkuchenbrei eingeküßt, der in diesen Tränen herabläuft.

„Jessas! Der Küche is zergange!“

„Ja, der Küche is zergange!“ schreie ich. „Ich erkläre Ihnen, daß Sie ganz verrückt sind! Eine feine Gebrütsstagsfeier haben Sie mir da angerichtet.“

Ich bestimme mich aber im nächsten Augenblicke, daß durch mein Wüten nichts ungefehen gemacht wird.

„Das is so ene Sitte bei uns in Wieschbade!“ stammelt sie, ganz verblüht, daß ich darüber erregt bin.

Ich sehe die verschiedenen Delikatessen und überflege mir, daß sich Frau Schummelmann meinen Geburtstag gegen 50 M hat kosten lassen — Lichter und Gebäc eingerechnet.

„Na, aber Frau Schummelmann, so viel Geld hätten Sie wirklich nicht ausgeben sollen! Haben Sie denn so viel übrig?“ frage ich einlenkend.

„Ne, überle habe ich nich. Is auch nich von mir!“
„Also geborgt? Er, ei! Dann werde ich es Ihnen wieder geben.“

„Das tun ich nich nehme. Das is ja schon Ihre!“

„Wie?“
„Es hat da auf dem Schreibtisch gelege. Der Briefträger hat es heute zur Früh gebracht.“

„Ich glaube, wenn man mir plötzlich eröffnet hätte, ich sei am Stand der Valuta schuld und müsse sofort auf Schafott, ich hätte nicht verblüffter dreinschauen können. Dann aber pacht mich der Zorn.“

„Ist das vielleicht auch eine Wieschbadener Sitte, was? Jetzt habe ich Ihre blödsinnige Geburtstagsfeier satt! Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen!“

„Aber Ihre Lebenslichter müsse Sie...“
„Kümmern Sie sich nicht um meine Lebenslichter, Sie alberne...“

Mit liegt ein Schimpfwort auf der Zunge. Ich unterdrücke es aber und streiche mit einer einzigen Bewegung den ganzen Stram vom Tische auf den Boden. — — —

In der Finsternis war sie entwichen. — — —
Am anderen Tage mußte ich zu Bette bleiben. Ich hatte mir einen fürchtbaren Katarth zugezogen, dessen Ausheilung mich 7 M. für Arzt und Apotheke kostete.

In dieser Lage hatte ich Mühe, die Verlustrechnung meines Geburtstages abzuschließen:

- 7,50 M. für Lichte, Gebäd, Hummer u. a.
- 12,— M. für Aufpolieren der Tischplatte
- 25,— M. für Ausbessern meines Gebrodes
- 7,— M. für Arzt und Apotheker

51,50 M. in Summa für eine Geburtstagsfeier auf „Wieschbadener Art“.

Das war mein Einunddreißigster...!

Stadt und Land

„Bei mir lebt man auf großen Füßel!“ lockte die Stadt.
„Ich sehe es an so vielem, das du zerritst“, sprach das Land.

„Bei mir ist alles Wille und Tat“, pochte das Häusermeer.
„Ich lebe im Geben und Empfangen“, antwortete bescheiden die Kirche.

„Ich bin eine Großstadtspflanze; auf dem Lande zu leben, wäre mir schredlich.“

„Liebe Pflanze, du hast ja auch gar keine Wurzeln; vielleicht bist du gar nur eine Schnittblume?“

„Eure Fläche langweilt mich!“ rief die Stadt den Ackerfeldern zu.

„Und was oft deine Flachheit“, erwiderte diese.

„Die Intelligenz wohnt in der Hauptstadt, denn sie ist der Kopf des Körpers.“

„Gut. Demnach wohnt das Herz in der Provinz!“

„Unsere Zukunft liegt beim Flugzeug“, jubelten die Städter.

„Mag sein“, antwortete der Landmann, „aber solange ihr nicht von der Luft leben könnt, dürft sie wohl ebenso sehr beim Pflugzeug liegen.“ W. Müller-Gordon.

Vom alten Fritz

Der dachtende Leutnant

König Friedrich hörte einmal bei der Tafel von einem Leutnant Lilienborn erzählen, der mit größter Geläufigkeit Verse aus dem Stegreif machen könne. Der König war neugierig, und als er bald darauf das Regiment besichtigte, ließ er sich den Offizier bezeichnen und ritt die Front hinunter auf den Offizier zu. „Heißt Er nicht Lilienborn?“ „Zu Befehl, Majestät!“ „Ich habe gehört, daß Er Verse aus dem Stegreif machen kann, mach' Er mir mal einen Vers auf sich selbst!“ Unverzagt antwortete der Leutnant: „Gott sprach in seinem Zorn, der Leutnant Lilienborn, soll hier auf dieser Erden, nie mehr als Leutnant werden.“ Der König nickte lächelnd und sagte: „Um, gar nicht übel. Aber hör' Er mal, in meiner Armee habe ich auch noch mitzurechnen. Ich ernenne ihn deshalb auf der Stelle zum Hauptmann. Nun mache Er mir mal darauf einen Vers!“ Sogleich sprach der Leutnant: „Das Blatt hat sich gewandt, Hauptmann werd' ich genannt, doch hätt' ich Equipage, hätt' ich auch mehr Courage.“ Der König lachte und sagte: „Das geht ja wie in der Mühle, Er ist ja ein Allerweltskerl.“

Na, die Equipage soll Er haben. Aber nun höre Er auf mit Dichten, sonst kann ich am Ende keine Wünsche nicht mehr erfüllen“, und lachend ritt der König weiter. (Es sei bemerkt, daß unter „Equipage“ hier die Ausrüstung für den Offizier zu verstehen ist.)

Der schlagfertige Diener

Eines Morgens ritt der König, nur von einem Diener begleitet, spazieren. Als leidenschaftlicher Schnupfer hatte er zu spät bemerkt, daß er seine Dose vergessen hatte. Daher forderte er von seinem Begleiter eine Priese, welcher sofort dem König seine Dose anbot. Als der König geschmupft hatte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der Tabak einer von seiner besten Sorte war. Aufgeregt wandte er sich an den Diener und fuhr ihn mit den Worten hart an: „Woher hast du diesen Tabak, Burtsche?“ Unbeirrt antwortete derselbe: „Majestät, beim letzten Reinemachen Ihrer Kleider klopfte ich aus Ihren Röcken denselben aus.“ Schmunzelnd über die so schlagfertige Antwort, sagte der König: „Freilich, das ist etwas anderes“, und damit war die Sache erledigt.

Auszählvers

1, 2, 3, 4, 5 und 6,
Fällt der Fritz um, gib's nen Alex,
Und 'nen kleinen nicht, ich weitt',
Denn er ist zu dick und fett;
Nacht am Abend, macht am Morgen
Zimmerzu sich große Sorgen,
Ob er sitzt, steht oder liegt,
Wo er was zu jutteln kriegt.
Seht euch nur das Bändchen an,
Das er hat, der kleine Mann,
Niemand mag ihn, ganz allein
Spielt der Dickfad; du mußt sein. Johanna Wets irad.



Das Unglück

O Himmel, was ist da gescheh!
O weh, o weh, was muß' ich sehn!
Die Miese ist ja wohl ertrunken!
Im Eimer ist sie tief versunken!
Man sieht nur noch ein Stück vom Schwanz
Die Miese ist verschwunden ganz!
Natürlich, lieber Männe, was?
Für dich ist das ein großer Spaß!
Voll Eifer und in würd'ger Ruh'
Schaut er der armen Kaze zu!
Am liebsten packt' am Schwanz er sie
Und rettete das arme Vieh —
Doch diese Rettung, sollt' ich meinen,
Würd' schwerlich der Miese scheinen!
Denn Männe und die Miese, na —
Die schlimmsten Feinde sind das ja!
Holt Männe sie aus Wasser'snot,
Bleibt sie gewiß vor Schrecken tot!
Weg! Kusch dich, Männe, geh' nach Haus
Wir holen rasch die Miese raus,
Und eh' sie sich erholt recht schön,
Darf sie den Hundefeind nicht sehn!
Gehst du nicht, Männe, auf der Stelle,
Bist du ein herzloser Geselle! M. M. Behrens.

Das Leben im Wort

1926



Unterhaltungsbeilage



1926

Onkel Kornblums schlimme Nacht

Roman von Magdalena Eisenberg

(Zwanzigste Fortsetzung)

Der Kommerzienrat Alfred Kornblum will seine Nichte Ina Mohr, deren Vermögen angeblich durch Spekulation verlorengegangen, heiraten. Das junge Mädchen aber ist bereits heimlich mit Willy Krampe, der plötzlich nach Amerika fährt, verlobt. Kornblum erhält eines Nachts den Besuch einer unerwarteten Erscheinung, die ihm in der Wüste des Todes eine große Stimme abhört. Infolge der Aufregung erkrankt er. Ein Detektiv Sandmann nähert sich bei der Untersuchung des Falles Ina, die heimlich nach Hamburg flieht. Dort lernt sie in der Not einen Professor Müller kennen, der ihr behilflich ist. Das junge Mädchen tritt zufällig ihren Verlobten wieder, der dann aber verschwindet und von dem Professor als Verbrecher entlarvt wird. Durch die Vermittlung des Professors verlobt sich Ina wieder mit ihrem Entel und lebt in dessen Heim zurück, wo sie mfolge der vielen Aufregungen sehr schwer erkrankt. Nach ihrer Beseitigung kommt der Professor, um über seine bisherigen Verpfleger aus Dankbarkeit ihr Jawort. Er verabschiedet sich, ohne sich ihr als

zu erstaten. Ina läßt, daß ihr eine Entscheidung bevorsteht und gibt dem Professor aus Dankbarkeit ihr Jawort. Er verabschiedet sich, ohne sich ihr als Detektiv Sandmann zu erkennen zu geben, berichtet Kornblum aber vor seiner Abreise noch von einer Spur. Der Kommerzienrat wird sich dessen bewußt, daß die Erscheinung des Todes ein ausgeglichenes Betrugsmännchen war. Den Detektiv führen seine Nachforschungen bald darauf nach New York. Ina aber erlebt eine große Liebeserfahrung: ihr Entel stellt sie plötzlich zu seiner Unverlobten ein. Inzwischen entdeckt der Detektiv, daß das Gebetmännchen des „Todes“ mit einem lange zurückliegenden Verbrecher zusammenhängt und kommt durch eine Unbekannte auf die rechte Spur. Plötzlich erhält er von Ina Mohr die Nachricht, daß sie seine Frau nicht werden kann. Wieder nachfolgt er in den weiteren Kampf mit dem Unbekannten. Eine Abenteuerin glaubt, in ihm einen lang gesuchten Freund wiederzuerkennen. Er wird die Fremde aus der Heimreise nach Deutschland nicht los.

Högernd hatte das junge Mädchen den Brief genommen. Was enthielt er?! Würde er ihrer Seele nicht neue Kämpfe, erneute Hemmnungen bringen?! Sie fühlte das eigene Herz hörbar pochen und las bekümmert:

Hohegeehrter Herr Kommerzienrat!

Vor meiner Rückkehr nach Deutschland will ich eine Postkarte an Sie senden, die Ihnen entschieden nicht früh genug kommen kann.

Ich bin dem Tod auf die Spur gekommen, ich heftete mich in Hamburg an seine knöchigen Fersen und habe ihn erreicht. Sonst ist es gewöhnlich umgekehrt, er erreicht uns. Ja, ich habe ihn, aber mitbringen kann ich ihn Ihnen nicht, trotzdem er sich als Registrierautomat oder sonst was in Ihrem Arbeitszimmer zu ewigem Andenken ganz hübsch machen würde, wollte ich meinen.

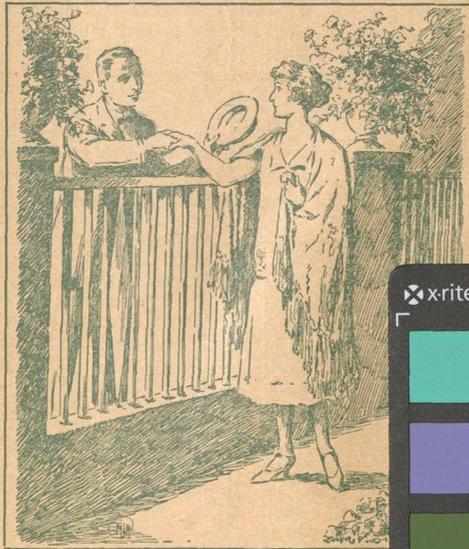
Aber Scherz beiseite, der Tod ist da. Er tritt in einem New-Yorker Variets mit Grazie auf. Es ist eine leblose, aber sehr sinnreich konstruierte Puppe, die sich bewegen und sogar reden kann. Diese Puppe, die ich gesehen und befühlt habe, ist durchaus mit Ihrer nächtlichen Erscheinung identisch und durch Verbrecherhände nach Amerika gelangt. Und in diesen Verbrecherhänden wird sich auch das verschwundene Geld befinden, wenn — es überhaupt noch vorhanden ist. Denn wie gewonnen, so zerronnen, heißt es bei solchen Naturen meistens. Aber hoffen wir das Beste.

Da die Spuren nach Europa, ja, meines Erachtens nach Deutschland weisen, hoffe ich in kurzen dort einzutreffen und Ihnen mündlich Bericht erstatten zu können. Aber auf alle Fälle: nicht zu Dritten davon reden, außer vielleicht zu Ihrem Fräulein Nichte, der ich mich zu empfehlen bitte.

Mit ergebensten Grüßen bin ich Ihr

Hansjörg Sandmann.

Ina war aufgesprungen.



„Hansjörg Sandmann?“ stammelte sie entgeistert und starrte auf die ihr als Professor Müllers bekannte Handschrift.

Alfred Kornblum lächelte spitzbübisch-verlegen. Davan, daß Ina von der Identität zwischen Müller und Sandmann nichts wußte, hatte er gar nicht gedacht in seiner Freude über die Entdeckung des Todes.

„Na, wenn du's schon gelesen hast, Inachen, ist's ja einerlei. Du merkst wohl, daß es gar keinen Professor Müller gibt, wie? Daß der Herr Professor und der Herr Detektiv identisch sind.“

„Identisch?“ rief Ina fassungslos. „Und Detektiv?“ — Ich

— Ina Mohr jene Erscheinung zu sehen geglaubt als habe sie nicht, ob sie sich gegen Müller gab, Sandmann, den hang der Dinge fragte sie den Alfred Kornblum empfangen und erzählte Detektivs Sandmanns Himmelsgefallung aber deren Schuld

